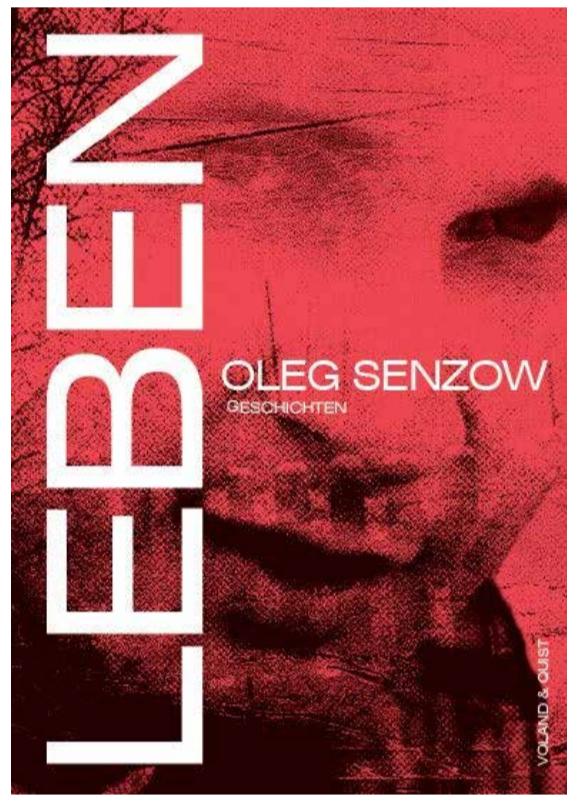


# Persönlichkeitswerdung

Oleg Senzow gibt Einblicke in seine Kindheit und Jugend

Seit bald fünf Jahren ist Oleg Senzow Gefangener des Landes, das seine Heimat annektiert hat, die Krim. Das Urteil gegen den Filmregisseur und Autor am 25. August 2015 lautete: 20 Jahre Straflager. Es erging, wie der ukrainische Schriftsteller Andrej Kurkow im Vorwort von Senzows Buch „Leben“ schreibt, „vor allem dafür, „dass er, ein ethnischer Russe und Bewohner der Krim, es gewagt hatte, mit der Annexion seiner Heimat nicht einverstanden zu sein“.

Senzow, geboren 1976 in Simferopol, unterstützte den Euromaidan und organisierte auf der Krim Lebensmittel für ukrainische Einheiten. Der russische Geheimdienst FSB warf ihm terroristische



Oleg Senzow: „Leben“, Voland & Quist, 2019, 111 Seiten, 16 Euro.

Handlungen vor und verschleppte ihn nach Moskau. Er soll, so die spätere Anklage, Brandschläge verübt haben und Mitglied der rechtsextremen Partei Rechter Sektor gewesen sein. Im Mai 2018 trat er in einen Hungerstreik, den er bis Oktober durchhielt. Das EU-Parlament verlieh ihm im selben Jahr den Sacharow-Preis für Menschenrechte, den seine Cousine für ihn entgegennahm.

Das Buch ist der autobiografische Bericht einer „Persönlichkeitswerdung“, so Kurkow. Es zeige, „wie er zu dem furchtlosen Menschen wurde, der er heute ist“. Senzow berichtet von einem Jungen, der immer sein wollte wie die anderen. „Aber es ist mir nie gelungen“, so Senzow. „Mein ganzes Leben bin ich schon für mich und stehe abseits.“

Senzow wurde an einem 13., einem Montag, geboren. „Vielleicht verläuft mein Leben deshalb so lustig“, schreibt er. Die Kindheit sei eine „lichte Zeit“ gewesen. In der Schule war er Klassenbeste, er hatte ein gutes Gedächtnis und war wissbegierig. Die Schule wurde ihm jedoch bald zur „Hölle“, er sei zum „Paria“ geworden, bei Schülern, die ihn wie „den letzten Dreck“ behandelten, und Lehrern, denen er zu klug war und die ihn bei Widerworten auf den Gang stellten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als „einzustecken und durchzuhalten“, schreibt Senzow. Vom Studium war er enttäuscht, aber all diese Jahre hätten ihn gelehrt: „nicht aufgeben und sich treu bleiben“. Doch nun fragte er sich selbst: „Ob ich deshalb so ein verschlossener Starrkopf geworden bin?“

Kurkow schreibt, er hoffe, dass es mit vereinten Kräften gelinge, Senzows „aus seinem fernen Gefängnis in der Polarzone herauszuholen“. Aber der Freund warnt vor der falschen Hoffnung, Senzow bald wieder in Freiheit sprechen zu können. Besser sei es, ihm zu schreiben, die Adresse seines Gefängnisses sei im Internet zu finden. Das Schreiben müsse aber in russischer Sprache erfolgen, das Gefängnis nehme nur solche Briefe an. Es genüge eine automatische Übersetzung. Die Qualität sei „nicht das Wichtigste. Auf Ihr Herz kommt es an!“ PHK

# „Schaffe Frieden in dir selbst“

Der Schriftsteller Jewgeni Wodolaskin über Erwartungen an den Westen nach dem Umbruch, das wissenschaftliche Milieu in Deutschland und das Fremde im Eigenen

**Petersburger Dialog: Sie sind 1992 zum ersten Mal nach Deutschland gereist. War das Ihr erster Auslandsaufenthalt?**

**Jewgeni Wodolaskin:** Ich war zuvor schon in Polen gewesen. Ich mag Polen sehr, aber zu jener Zeit entsprachen die politischen Verhältnisse dort ungefähr denen in der UdSSR. Deutschland dagegen war völlig anders. Das war wirklich Ausland. Ich kam auf Einladung der Alfred Toepfer Stiftung nach München, allerdings weniger aufgrund eigener Verdienste; diese Reise war ein Geschenk von Dmitri Lichatschow. Er hatte einen Preis der Stiftung bekommen, der eine Einladung für einen seiner Schüler für ein Jahr in Deutschland beinhaltete.

Ich stieß auf vollkommen andere Menschen, andere Farben, anderes Essen. Sogar die Gerüche waren anders, weil man in den Supermärkten und öffentlichen Einrichtungen aromatische Reinigungsmittel benutzte. Wir wussten nicht einmal, dass es so etwas gibt. Ich reiste mit meiner Frau und meiner kleinen Tochter, die damals gerade eineinhalb Jahre alt war. In Leningrad ernährten wir uns zu der Zeit eigentlich nur von Nudeln, sonst hatten wir nichts. Und meine Tochter wollte die erste Zeit in Deutschland nichts anderes zu sich nehmen. Essen, das hieß für sie eben Nudeln. Das war sie so gewohnt. Damals war, um es mit einem Wort Konstantin Paustowskis zu sagen, „die Zeit der großen Erwartungen“. Erwartungen an den Westen und auch an uns selbst. Und es machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, wie vernünftig und schön dort alles organisiert war.

**Im Jahr 2000 kam in Deutschland Ihr Buch „Eine Weltgeschichte der altrussischen Literatur“ heraus. Dieses Buch war das Ergebnis Ihrer Arbeit als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung zwischen 1998 und 2002. Worüber haben Sie geforscht und warum gerade in deutschen Bibliotheken?**

Das Humboldt-Stipendium ist großartig, einmal in finanzieller Hinsicht, aber auch, weil die Stiftung ihre Stipendiaten beständig unterstützt. Nach der ersten Reise dachte ich, es sei sinnvoll, die Forschungsarbeit in Deutschland fortzusetzen; deshalb stellte ich Ende der 1990er Jahre wieder einen Antrag auf Förderung. 2000 erhielt dann meine Frau dieses Stipendium, sie forschte ebenfalls über altrussische Literatur. Insgesamt haben wir auf diese Art fünf Jahre in München gelebt.

Es mag ein wenig seltsam erscheinen, über altrussische Literatur in Deutschland zu forschen. Der beste Ort dafür ist natürlich Petersburg, die Schule von Dmitri Lichatschow. Er war Leiter der Abteilung für altrussische Literatur am Institut für Russische Literatur der Russischen Akademie der Wissenschaften (Puschkinhaus). 15 Jahre haben meine Frau und ich unter seiner Leitung gearbeitet, und das war ein großes Glück.

Stellen Sie sich vor, zweimal in der Woche saßen wir mit ihm beim Tee zusammen, haben mit ihm diskutiert, alle möglichen Probleme besprochen. Aber nicht weniger wichtig war es für uns, diese wunderbare Welt zu öffnen, in der wir uns befanden, um so die eigene Kultur von außen zu sehen. Es gibt einen berühmten Satz des französischen Historikers Fernand Braudel (1902-1985). Er sandte eines Tages einen seiner Schüler nach England und sagte zu ihm: „Ob Sie England werden verstehen können, weiß ich nicht, aber Frankreich werden Sie danach bestimmt verstehen.“ Um das Eigene zu verstehen, muss man eine Vorstellung vom Fremden haben. Und dieses „Fremde“ fand ich dem „Eigenen“ sehr ähnlich, trotz aller Unterschiede. Und dieses Abstandnehmen half mir, meine Sicht auf die altrussische historische Erzählung herauszubilden, die mich beschäftigte.

Ich empfehle heute jedem beginnenden Forscher dringend, im Ausland zu arbeiten. Das erweitert den Gesichtskreis, ein Aspekt, der in der Wissenschaft mindestens so wichtig ist wie das reine Fachwissen.

**Worin unterschied sich die wissenschaftliche Atmosphäre an der Münchner Universität zu der Zeit von unserem wissenschaftlichen Milieu?**

Nachdem ich das wissenschaftliche Milieu in Deutschland recht gut kennengelernt hatte (ich war an verschiedenen Universitäten), fing ich an, das unsere in hohem Maße zu schätzen. Vor allem, was den Bereich der universitären Lehre angeht. Bei uns war die allgemeine Grundlagenlehre ein wichtiger Bestandteil unseres Lernprozesses, und sie ist es in gewisser Weise noch immer. In dieser Hinsicht war ich einigermaßen erstaunt, welchen Überfluss an Lehrveranstaltungen zu Spezialproblemen es in Deutschland gibt, während man die Grundlagen geringerschätzt.

Natürlich ist es angenehm, mit jemandem zu tun zu haben, der sich in seinem Spezialgebiet hervorragend auskennt. Aber stellen Sie sich vor, Sie befassen sich mit Archäologie, und – um den Ausdruck eines Kollegen zu verwenden – man schickt Sie zu einem Experten für Amphorenhenkel. Dann wissen Sie bald alles über Amphorenhenkel, aber das ist nun wahrlich nicht genug, um ein Experte für Archäologie zu werden.

**In den 1990er Jahren interessierte man sich verständlicherweise in der ganzen Welt für das neue Russland. Aber was trieb damals die deutschen Studenten an, nicht einfach russische Literatur zu studieren, sondern ausgerechnet die Geschichte der altrussischen Literatur?**

Große Erwartungen gab es nicht nur von unserer, sondern auch von der westlichen Seite. Man glaubte, Russland würde jetzt im Galopp losstürmen, und ein neues, sehr zukunftsweisendes Tätigkeitsfeld würde sich eröffnen. Es gab ein Interesse an einer grundlegenden, umfassenden Erforschung dieses Landes, das jetzt Teil der gesamteuropäischen Welt wurde, wie man glaubte.

Alle diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Aber das Studium des Altertums war ein Aspekt, ein Teil des großen Interesses für Russland; womit man über den überkommenen Bildungskanon, über das Studi-



Jewgeni Wodolaskin

um der „großen Drei“ (Dostojewski, Tolstoi, Tschetschow) hinausgehen wollte. In Deutschland gab es plötzlich Menschen, die verstehen wollten, wie die russische Literatur entstanden ist, und sie begannen mit großem Enthusiasmus ganz am Anfang, bei der Alten Rus. Das ist genau die richtige Einstellung: Um das goldene Zeitalter der russischen Literatur zu verstehen, muss man die altrussische Literatur kennen.

**Tatjana Baskakowa, Übersetzerin deutscher Literatur, sprach von der spiegelbildlichen Ähnlichkeit zwischen der russischen und der deutschen Weltanschauung; beide haben eine Großmachtvergangenheit. Teilen Sie das?**

Dazu habe ich ein ganz persönliches Verhältnis: Meine Frau ist Russlanddeutsche, und diese „spiegelbildliche Ähnlichkeit“ hat mich mein ganzes Leben lang erfreut und erwärmt, weil ich ein ziemlich emotionaler Mensch bin, oder es zumindest in meiner Jugend war; meine Frau dagegen ist auf deutsche Art zurückhaltend. Diese Einheit in der Widersprüchlichkeit

verbindet uns, und dafür danke ich Gott, sie ist für mich der größte Erfolg meines Lebens. Was das Verhältnis unserer beiden Völker angeht, da besteht mal große Zuneigung, mal große Ablehnung, aber niemals waren wir einander gleichgültig. Das ist ganz erstaunlich. Und trotz der Schrecken des Zweiten Weltkriegs überwiegt ein herzliches, gutes Verhältnis zwischen unseren Völkern. Selbst aus der Perspektive des Forschers ist die russische Wissenschaft den deutschen Gelehrten in vielem verpflichtet. Gar nicht zu reden von der russischen Politik und der Philosophie.

Die Deutschen waren für uns in vielerlei Hinsicht Vorbild, wir hingegen waren den Deutschen wahrscheinlich eine Art El-Dorado. Ich meine damit die Zeit im 18. Jahrhundert, als hunderttausende Menschen aus verschiedenen deutschen Ländern nach Russland übersiedelten. Sie glaubten, man könne sich dort entfalten, im Unterschied zu dem kleinen Deutschland. Man konnte Ackerbau treiben, bauen, alles schien denkbar. So war es auch – bis zur Oktoberrevolution.

Sogar trotz der Verschlechterung der allgemeinen Stimmung nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs waren die Verhältnisse insgesamt gut, wenn auch nicht einfach. In der russischen Literatur gibt es die Erzählung „Der eiserne Wille“ von Nikolai Leskow, die das Verhältnis zwischen Russen und Deutschen thematisiert; dort wird der Unterschied zwischen den beiden nationalen Charakteren offenbart. Der Deutsche, das ist für Leskow das Eisen, der Russe ist Teig. Aber, sagt Leskow, wenn man den Teig mit einem Beil zerhackt, dann erreicht man gar nichts, im Gegenteil, das Beil bleibt stecken.

Das Verhältnis zwischen benachbarten Völkern ist eigentlich so ähnlich wie in einer Familie. Wenn Menschen zusammen leben, selbst bei großer Liebe zwischen ihnen, gibt es hin und wieder Familienstreit, und der gestaltet sich zwangsläufig ganz besonders hart. Denn Menschen, die sich sehr nahe stehen, kennen ihre Schwachstellen, und deshalb sind die Verletzungen, die man von nahestehenden Menschen erhält, viel schmerzhafter.

**In Ihrem frühen Roman „Der Raub der Europa“ geht es um einen jungen Mann, der im wiedervereinten Deutschland lebt.**

Vor allem basiert der Roman auf der Konfrontation bestimmter gesellschaftlicher Ideale, die damals populär waren. Ich ziehe schon seit langem den persönlichen Blick auf die Welt dem gesellschaftlichen vor, ich denke, eine stürmische soziale Aktivität führt zu nichts Gutem.

Wenn ich heute auf den historischen Verlauf der vergangenen 30 Jahre blicke, bin ich zutiefst davon überzeugt, dass der einzige Bereich, in dem man etwas wirklich Wichtiges erreichen kann, der Bereich der persönlichen Vervollkommnung ist. Ich mag den Ausdruck des heiligen Seraphim von Sarow: „Schaffe Frieden in dir selbst – und Tausende um dich herum sind errettet.“ Denn wenn man anfängt, das Volk zu belehren, zeitig das für gewöhnlich Folgen, die man nie erwartet hätte.

**In Ihrer Novelle „Enge Freunde“ geloben drei junge Münchner, dass sie dereinst auf demselben Friedhof begraben werden wollen, dem Nordfriedhof. Tatsächlich geht es um ein Thema, das man in unserer Literatur schon oftmals versucht darzustellen: die Ordnungsliebe der Deutschen. Ihnen ist es gelungen – vielleicht sogar unbewusst –, die deutsche Liebe zur Ordnung zu beschreiben, was heißt, ein einmal gegebenes Versprechen trotz Widrigkeiten zu halten.**

In einer deutschen Zeitung habe ich einmal eine Erzählung gelesen. Darin ging es um zwei Freunde, die das Schicksal in den Fleischwolf des Kriegs geworfen hat. Der eine wurde getötet, der andere legte die Leiche in einen Zinksarg und führte ihn mit sich durch die Kriegswirren, bis er ihn endlich der Witwe übergeben konnte. Das ist weniger Ordnungsliebe als Pflichterfüllung.

Tatsächlich erfüllen nicht alle Helden in der Erzählung ihre Pflicht. Aber der zentrale Gedanke der Novelle besteht darin, dass ihre Helden vor allem Menschen sind, nicht Deutsche oder Russen, dass die zentralen Werte – Liebe und Treue – jedem Volk eigen sind. Das Verständnis dieser fundamentalen Gemeinsamkeit sollte die Völker einander näher bringen. Das ist gerade jetzt besonders wichtig, da eine gewisse Spannung in der Luft liegt.

Andrei Archangelski ist Kulturredakteur der Zeitschrift Ogonjok.